

A b s c h r i f t

Ernst Jünger

Kirchhorst/Mannover
15. Juli 1946

An die F r e u n d e .

Es ist mir nicht immer möglich, auch wertvolle Briefe zu ^{persönlich} beantworten. Doch sollen diese Zeilen bestätigen, dass ich die Wünsche, die Fragen, die Anregungen empfang. Den Inhalt meines Grusses bitte ich nur F r e u n d e n zu vermitteln - nicht etwa, weil es sich um Geheimnisse handelt, sondern weil er nur ihnen sinnvoll ist.

Ein grosser Teil der Fragen gilt der Friedensschrift. Den Bitten um Exemplare kann ich nicht entsprechen, da ich nur im Besitz der Handschrift bin. Die Ausgaben und Auflagen, die umlaufen, führen sich auf einige Durchschläge, die ich verschenkte, zurück..

Nachdem die kleine Schrift "Der Friede" sich ein Jahr lang von Hand zu Hand verbreitete, führt sie nun zu massiven Auseinandersetzungen, und zwar meist Angriffen, in der Öffentlichkeit. Fast jede meiner Arbeiten hatte ihr besonderes Schicksal, nahm ihren eigenen Weg. An dieser erstaunte mich weniger die Wirkung als die, in der sie sich durchsetzte. Der Einzelne war also imstande, ohne Maschine, ohne Drucker, ohne Presse, ohne Propaganda, ohne politische Unterstützung Ideen schneller und gründlicher zu verbreiten als andere, die in vollem Genuss dieser Mittel sind. Ich fand hier praktisch bestätigt, dass die Ideen sich Organe schaffen, und andererseits die grösste Fülle von Organen nicht die Gedanken ersetzen kann. Diese Erfahrung war mir wichtig, nicht nur persönlich sondern in Hinsicht auf das Verhältnis von Freiheit und Technik überhaupt.

Bei diesem Rückblick möchte ich all den Unbekannten danken, die sich zu Anwälten der Schrift gemacht haben. Vor 1945 kam das Verdienst der strikten Geheimhaltung dazu. Ich sehe aus meinen Pariser Tagebüchern, dass ich zum ersten Mal im Winter 1941/42 die Grundgedanken des "Friedens" im "Raphael" einem kleinen Kreise von Hörern entwickelte, von denen viele dann als Opfer des Krieges oder des Bürgerkrieges gefallen sind. Doch leben auch noch einige. Im Februar 1945 schenkte ich dem Führer einer Panzer-Abteilung, der bei mir im Quartier lag, einen der Durchschläge. Er liess ihn vervielfältigen und streute die Abschriften im Lande aus. Von ihnen stammen die Fassungen, die ohne Vorwort umlaufen.

Dann machten sich Zahllose an die Abschrift: junge Arbeiter und Soldaten, in den Gefangenenlagern, Gruppen von Studenten und Studentinnen, Welt- und Ordensgeistliche, kleine Schreibmaschinistinnen, die in überfüllten Räumen Stunden der Nachtruhe opferten. Es kamen englische, französische, amerikanische Offiziere mit Übersetzungen, es kamen mir hand- und maschinengeschriebene, hektografierte und fotokopierte, ja selbst gedruckte Ausgaben zu Gesicht. Ich hörte, dass man die Schrift in marokkanischen, schottischen und kanadischen Gefangenenlagern, in Oxford, an Bischofssitzen, in einer Gruppe bretonischer Flüchtlinge und in versteckten politischen Verfolgter besprach. Wenn ein dänischer Kirchenminister, ein Leiter der polnischen Kriegsschule, ein englischer Marineoffizier, ein junger Franzose, der die "Palais de Marbre" in Maquis gelesen hatte, wenn diese in ein und derselben Woche kamen, dann nahm ich das als Zeichen, dass etwas in der Schrift lebendig ist, das die Grenzen zerstört. Und gerne nehme ich Mitkämpfer, Helfer bei diesem Werke an.

Noch eine andere Einsicht verdanke ich der Friedensschrift: Sie trug mir zum ersten Mal Angriffe ein. Es ist merkwürdig, dass andere meiner Arbeiten, wie etwa die "Totale Mobilmachung", die 1936 erschien, mir unengeschränkte und ungeteilte Zustimmung einbrachten. Ich hatte mit ihr eines der Grundprinzipien der Zeit berührt und durfte daher wohl sagen, als ich sie 1934 in meine "Blätter und Steine" übernahm, dass "die Schrift bereits ins Allgemeinbewusstsein eingegangen sei".

Ich meinte das freilich nicht ganz so billig, wie Geister, die einzig in Parteizusammenhängen denken können, das heute auslegen. So fühlte ich meine Konzeption auch dann bestätigt, als Roosevelt 1944 für Amerika in Anspruch nahm, dass ihm die "grösste totale Mobilmachung der Welt gelungen sei". Die zweite Fassung der totalen Mobilmachung, eben die von 1934 hat mit dem Frieden und mit der "Gestalt des Arbeiters" die Beziehung auf planerische Verhältnisse gemein.

Ueberhaupt muss ich meine Leser bitten, meine Autorschaft als Ganzes zu nehmen, in dem zwar Epochen, nicht aber Widersprüche zu unterscheiden sind. Ich möchte nicht zu jenen Zahllosen gehören, die heute nicht mehr an das erinnert werden wollen, was sie gestern gewesen sind. Wenn ich mich dem Gedanken des Friedens zuwende, so deshalb, weil ich fühle, dass die Stunde trotz allem dafür reif geworden ist, und dass ich der Sache dienen kann. Ich rechne es mir nicht minder zur Ehre an, dass ich mich, als ich das Vaterland in ungerechten Kettten sah, Gedanken und Pläne der Rüstung zuwandte. Im Augenblick, in dem ich erkannte, dass sich Verbrecher zu Anwälten der guten Sache machen wollten, wandte ich mich auch gegen sie. Ich darf in Anspruch nehmen, dass ich, obwohl ich im Lande blieb, mich weithin den Tyrannen gezeigt habe. Das war nicht nur dem Volk und seinen Zwingherrn, das war auch im Ausland bekannt. Ein einziger Aufsatz, wie ihn Francis Campbell in "American Mercury" über die "Marsorklippen" veröffentlichte, hätte zu einem Dutzend Todesurteilen gereicht.

Es leuchtete ein, dass das gerade den Intelligenzen, die versauten, ein Dorn im Auge ist. Dahin gehören die Angriffe derer, die sich an mir dafür zu rächen suchen, dass sie "Heil Hitler" gesagt haben, oder die einfach eines Alibis bedürftig sind. Sie werden damit nur den Unterschied beleuchten, der mich von ihnen trennt. Die Steine, die in meinen Garten geworfen werden, sind Prüfsteine. Sie werden zertrümmern, was irren ist und werden zum Tönen bringen wie eine Glocke, was aus Eros gegossen ist. Die Schützen lassen im Ziel erklingen, was nicht in ihrer Absicht lag. Ich sehe gern, dass man sich an mir misst.

Ein Wort noch zu allen, die mir ihre Hilfe anbieten. Ich bin in einer Lage, in der man Hilfe wohl brauchen kann. Doch können Freunde auch schädigen. Besondere Zurückhaltung erwarte ich von denen, die im Besitz von Reproduktionsmitteln, von Zeitungen, Zeitschriften, Verlagen, Korrespondenzen sind. Was meine Gegner betrifft, so besteht keine Gefahr, dass man sie mit mir identifiziert. Dagegen ist mir mit wohlgemeinten, aber auf unzureichendes Material gestützten oder stilistisch mangelhaften Erörterungen nicht gedient. Auslassungen wie die von Jean Schlumberger in "Terre des hommes" gleichen jenen Philosemiten, die ihre jüdischen Freunde zu unterstützen glaubten, indem sie sie mit Schmutzkübeln abspülten. Wer heute die Deutschen in Hauch und Wogen ablehnt, von dem erwarte ich auch für mich keine Ausnahme. Und wer von mir nur Halbes zu sagen weiss, tut besser, wenn er schweigt.

Auch bitte ich von einer Anteilnahme abzusehen, etwa im Stile von "Wie tragisch, dass Sie nun zum Schweigen verurteilt sind." Es ist mir bekannt, dass die Autoren heute als eine Art von geistigen Kriminellen betrachtet werden, die sich dadurch in Frage stellen lassen, dass ihren Büchern in den Ländern das Asyl entzogen wird. Es scheint auch, dass die Autoren diese Wertung annehmen. So lassen mich die Bibliothekare des Rheinland wissen, dass sie meine Bücher aus den Regalen verbannt haben, in die vielleicht gerade Spinoza wieder aufnehmen. Solange die jungen Deutsche diese Bücher mit der Hand abschreiben, sind solche Massnahmen begrüssenswert. Und sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es belanglos, ob die Schmöcker in den Bibliotheken verstauen oder nicht. Keiner ist außer nicht wie Chateaubriand auf einer einsamen Insel dasselbe denken u:

schreiben würde wie in Paris, oder der, wenn er die Feder niederlegt, nicht fühlte, was Goethe meinte mit den Worten: "Doch im Innern ist's getan".

Ich bitte daher auch, nicht für mich bei jenen Gewaltigen zu antichambrieren, die heute über Papier und Druckerschwärze gebieten, um etwa dort den Nachweis zu führen, dass mein Wesen der Welt der Fragebogen und Kartotheken angemessen ist. Ich habe dergleichen stets verachtet und verachte es heute noch.

Es hat mir genügt, dass ich mich mit den Kämpfern und Geistern ersten Ranges verstand. Wenn wir beide zu entscheiden hätten, so hätten heute abend die Lichter brennen; es würde Friede sein". Das sagte mir 1942 Pablo Picasso. Ganz Ähnliches sprach auch der Anarchist Wolsky zu mir, den man dann schauerlich ermordete. Dergleichen Worte verwahre ich nicht minder als die hohen Orden aus dem Kriege. Das Wissen um den Krieg und jenes um den Frieden stehen überhaupt in tiefem Zusammenhang.

Junge Holländer der Untergrundbewegung drucken meine Amazonasreise und meine neuen Arbeiten zur Etymologie. Ihre Belohnung besteht darin, dass sie die Exemplare ihren Freunden zum Geschenk machen. Mit den ersten Briefen, die wieder über die Grenzen kamen, teilten Bekannte und Unbekannte aus Zürich, aus Paris, New York und London mir mit, dass sie in meinem Sinn am Werk sind.

Es soll dies nicht heissen, dass ich ungefährdet bin. Ich habe von Anfang an Probleme unseres Jahrhunderts angefasst und kenne die Gefahr, die damit verbunden ist. Der Friede ist jetzt sein brennendstes, und ungeheure Interessen, aber auch Gegeninteressen verbinden sich mit ihm. Daher birgt die Beschäftigung mit ihm Gefahren, die nicht geringer als die des Krieges sind. Im Augenblick, als ich mitten im Kriege auf eine weisse, erste Seite das Wort "Der Friede" schrieb, empfand ich, dass dieses mich mit einem schauerlichen Tode bedrohte, schauerlicher, als je ein Schlachtfeld ihn mir eröffnete. Im ersten Weltkrieg fielen meine Freunde durch Geschosse, im zweiten war dies nur das Los der Glücklicheren, die anderen verstarben in Vorkern, starben durch Henkers Hand.

Ich glaube, dass heute durch hohe Intelligenz und grossen Mut eine Friede ohne Sklaven gesichert werden kann. An diesem Ziel und zunächst auf der vielleicht ganz schmalen Plattform, auf der dafür gestritten wird, erkennen sich die noblen, furchtlosen Geister in aller Welt.

Wer sich berufen fühlt, der stehe hier seinen Mann.

Ernst Jünger